

Dubravka Ugrešić

Rede vom 25. März 2010 im Akademietheater

DER GEIST DER KAKANISCHEN PROVINZ

INNERE KARTE

Nicht nur Bahnhofsgebäude in der Provinz haben gelbe Fassaden und Pelargonien an den Fenstern (man muss nur einmal mit dem Zug von Zagreb nach Budapest fahren!), die Architektur (Krankenhäuser, Verwaltungsgebäude, Schulen, Theater), die gastronomischen Gepflogenheiten (Sachertorte, Kaiserschmarrn, *Tafelspitz*, Knödel und Nudeln mit Mohn), die Stadtparks und die im Wiener Telefonbuch verstreuten tschechischen Nachnamen (wie Mohnkörner über der Wiener Kaiserin!) – das ist es, woran man die kakanische Landschaft erkennt.

Ich bin keine Fachfrau für den historischen Zeitraum der österreichisch-ungarischen Monarchie, ich bin nicht mal Amateurin, doch ich ahne, dass die Monarchie den Seelen ihrer Untertanen einen Prägestempel aufgedrückt hat, eine innere Landschaft, die Koordinaten von Peripherie und Zentrum. Das Zentrum besann sich auf seine Position dank der Existenz der Peripherie, die Peripherie besann auf ihre dank der Existenz des Zentrums. Nach Wien kam man aus der Provinz in die Oper, und in Budapest kaufte man Hüte, die der allerneueste Schrei waren. Übrigens, war es nicht ein Kind von der Peripherie, Sohn eines Briefträgers aus Sarajevo, der Kakanien eine Kugel in den Kopf schoss; seither waren die Dinge in Europa nicht mehr wie bis dahin.

DER KROATISCHE KAKANIENROMAN

Kroatien war österreichisch-ungarische Peripherie. Über dieses geschichtliche Segment weiß ich nicht viel, aber ich habe etwas aus der Geschichte der kroatischen Literatur im Gedächtnis behalten. Ich habe mir zum Beispiel eingeprägt, dass die Haupthelden kroatischer Romane an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert in Wien, Prag oder Budapest studierten und sich neben dem Kroatischen auch des Deutschen, Ungarischen oder Tschechischen bedienten. Das Detail, dass also jemand in Wien studiert, weckte meine jugendliche Phantasie, das wirkte

ungewöhnlich vornehm, obwohl, Hand aufs Herz, all jene Romanfiguren gerade so über die Runden kamen. Und falls die Romanhelden Schriftsteller waren, was für einige zutraf, erschienen ihre Gedichte, zum Neid der Umgebung, in Prager, Budapest oder Wiener Zeitungen. Und das klang nobel. Die kakanischen Metropolen verloren für lange Zeit ihre Anziehungskraft und ihren Glanz, und auch das Zentrum zog in der Zwischenzeit um. Alles in allem nehme ich an, dass die heutigen Prager, Budapest und Wiener Schriftsteller auf die wenigen ihrer Landsleute neidisch sind, deren Name dann und wann im *New Yorker* auftaucht.

Während ich die Seiten einiger kroatischer Kakanienromane durchblättere (ich hatte das letztmalig in meiner Schulzeit am Gymnasium getan), hatte ich das Gefühl, mich mit Genen zu befassen und nicht mit literarischen Texten. Das war wie die Entdeckung von etwas, das wir von jeher wussten, es aber versäumt hatten, dem Bedeutung beizumessen wie der Entdeckung eines Leberflecks auf unserer Haut in den gleichen Koordinaten wie auf der Haut unserer Eltern, unserer Kinder oder Enkel. Gleichzeitig murrte die Literaturkritikerin in mir beim Lesen von Fortsetzungen der provinziellen literarischen Soap-Opera, die schon an die hundert Jahre fortbesteht. Tja, eine erneute Begegnung mit alten Büchern ist meist enttäuschend.

Ich werde über diese Romane etwas in passendem Stil sagen, im Stil des Kurzinhalts der Episoden in den TV-Seifenopern, also in Form eines Teletextes. Alle Beispiele gehören zum kroatischen literarischen Kanon und zur gymnasialen Pflichtlektüre. Im Zentrum jener Romane steht immer eine männliche Hauptfigur, und ihr Lebensschicksal wird in der ersten oder dritten Person erzählt. Die Komposition des Romans ist so typisch wie die Perlagonien an den Fenstern der österreichisch-ungarischen Bahnhöfe. Jene kroatischen literarischen Helden sind Nachkommen von Werther und Child Harold, nahe Verwandte der russischen literarischen Helden, jener, die in der Literaturkritik, nach Turgenews *Tagebuch eines überflüssigen Menschen*, die Bezeichnung „überflüssige Menschen“ erhalten haben. Der Typ des nervösen, überempfindlichen, gebildeten, unangepassten oder aus seiner Umgebung ausgeschlossenen Helden – wie Griboedovs Čatskij, Puškins Eugen Onegin, Lermontovs Pečorin, Turgenews Helden (Rudin, Lavrecki, die Kirsanovs und Bazarovs), die Oblomovs von Gončarov und andere – ist in den slavischen Literaturen weit verbreitet und ausschließlich männlicher literarischer Abstammung. Frauen werden in solchen Romanen drei typische Rollen zugewiesen: a) die der

jungen, edlen und patriotischen Mädchen, die in der Regel von den Haupthelden verlassen werden; b) die der femme fatale (häufig Ausländerinnen), die mit den Helden spielen; c) die der ungeliebten, stillen „Märtyrerin“, die die Helden bis ans Lebensende treu begleiten.

DER ERSTE SELBSTMORD

Der Roman von Ksaver Šandor Gjalski *Janko Borislavić* wurde 1887 veröffentlicht (wir sind also schon zwanzig Jahre in Österreich-Ungarn). Der Roman ist ein verspätetes romantisches Werk über „die faustischen Probleme der Seele“, wie das seinerzeit die kroatische Literaturkritik behauptete. Janko Borislavić ist ein kroatischer Gutsbesitzer, der, im Ausland studierend und von Zweifeln an seinem Studienfach (Theologie) geplagt, auf sein Gut in das Kroatische Zagorje zurückkehrt. Hier verliebt er sich in die anmutige Dorica, und das, obwohl Liebe laut Borislavić eine „List der Natur“ ist, die aus einer „reinen, heiligen Jungfrau“ lediglich ein „einfaches Organ zur Fortpflanzung“ macht. Von den „intellektualistischen Unruhen“ der damaligen Zeit erfasst, beeinflusst von der Philosophie Schopenhauers und damit von der Angst vor Frauen, polemisiert Borislavić in seinen langen inneren Monologen voller Eifer mit der absolvierten Lektüre. Er verlässt Dorica und geht in die Welt; er bleibt sechs Jahre, während derer sich bei ihm immer größere Ernüchterung ihm einstellt. Die menschliche „Dummheit“, ist „ewig und absolut“ und überall zu finden.

Ha, ha, deshalb habt ihr, mein Diderot, Rousseau und all ihr anderen mit menschlichem Geist besonders ausgestatteten Unglücklichen, deshalb habt ihr Folianten mit geistreichen Sprüchen geschrieben! Umsonst ist eure Anstrengung, nutzlos eure Arbeit. Ach, dumm ist sie, dumm ist diese Welt.“

„Getrieben von seiner faustischen Veranlagung, seinem inneren Feuer, all den tausendfachen Fäden, die die geheimnisvolle Quelle des Lebens ausmachen, auf die Spur zu kommen“, reist Borislavić. Enttäuscht verlässt er Paris („Oh, meine Franzosen, deshalb habt ihr vor achtzig Jahren soviel Blut vergossen!“); er macht kurz Halt in England, wo er die „Steifheit der menschlichen Gesellschaft, die unerbittlich dem Fortschritt nachspäht um ihn einzufangen und dann dem menschlichen Geist Ruhe zu bringen“, nicht ertragen kann. Von England fährt er nach Amerika, doch dort stößt ihn die „Mischung ererbter Vorurteile, die Gier und der Kampf individuellen Willens und individueller Wünsche“ ab. Auf seiner Rückkehr aus Amerika geht er in Deutschland an Land, das wie eine „gewaltige Kaserne einer philisterhaften Phalange“ anmutet.

Borislavić kehrt in das heimatliche Kroatische Zagorje zurück, aber auch hier "feiern das menschliche Böse und die menschliche Dummheit ihre Orgien". Er macht sich erneut auf den Weg, kehrt abermals zurück, erleidet einen „seelischen Zusammenbruch“, schneidet sich die Pulsadern auf und stirbt.

DER ZWEITE TOD

Auch der wenig später entstandene Roman von Šandor Ksaver Gjalski *Radmilović* (1894) verfügt über eine ähnliche Geschichte. Hier wird der Held Marko Radmilović nicht vom „Weltschmerz“, sondern vom Zagreber Milieu vernichtet, in das Radmilović aus der kroatischen Provinz kommend gelangt. Radmilović veröffentlicht seine Gedichte in tschechischer, polnischer, russischer und in weiteren slavischen Sprachen, man kennt ihn sogar in Paris ein wenig, aber in Zagreb ist er unbekannt und wird nicht beachtet.

„Traurig, traurig, dass man solch einen Schriftsteller eigentlich nicht kennt! [...] Wäre er in Frankreich, Russland oder Deutschland geboren, glauben sie mir, die Welt würde ihn kennen. Er ist aber nur ein kroatischer Literat, der an der Schwelle zum Orient arbeitet, dort, wo Europa zu Ende ist [...]. Selbstverständlich könnte so etwas hier ganz leicht auch einem Bourget oder einer noch berühmteren Zelebrität passieren. Es gibt keinen europäischen oder Weltruhm, der unsere hohe Mauer, die hohe Mauer der allgemeinen Leseignoranz einfach so überwinden könnte.“

Radmilović beleidigen die „kannibalischen Verfolgungen“ seiner Kollegen, das Milieu, in dem man der Auffassung ist, dass literarisches Wirken keine Beachtung verdient, sowie das nicht vorhandene Lesepublikum.

„- So sage ich ihnen, mögen doch all unsere literarischen Institutionen durch einen glücklichen Umstand untergehen, all unsere Schriftsteller aussterben, unsere Herren würden darüber nicht ein einziges Wort verlieren noch das Gefühl haben, dass ihnen etwas fehlt! Aber, Gott behüte, dass der Leipziger Verlag mit seinen „Familienblättern“ verschwindet, mit seinem „Buch für Alle“ oder mit solchen Schinken wie „Sibiriens Hölle“; da würden sie in Verzweiflung geraten! [...] Wie viele schöne Kroatinnen gibt es hier, die von einem Gundulić, Mažuranić, Preradović nicht mehr als den Namen kennen und denen es peinlich ist, wenn sie dabei ertappt werden, dass sie weder das Osman-Epos noch Čengić kennen? [...] Aber, - Möge Gott es verhüten, dass man eine erwischt, die irgend so eine deutsche Elise Polko oder Marlitt nicht kennt! - Und wofür strengen wir uns an, wofür opfern wir Tage und Nächte - unsere Ruhe und sichere Existenz - auch die Gesundheit - einfach alles! Oh, mein Gott, woher sollen

wir die Lust nehmen weiterzumachen? – Brot bringt uns diese Arbeit nicht, sie bietet uns keinerlei moralische und ethische Befriedigung, sie bringt keinen Ruhm, sie bringt nicht einmal dem Volke Nutzen, wozu dann also noch tätig sein!“

Radmilović mietet ein Zimmer in einem einfachen Haus an, in der das Mädchen Stanka mit seiner kranken Mutter lebt. Radmilović findet in Stanka eine verwandte Seele, verliebt sich aber in die leichtfertige und schöne Olga. Als Olga sich mit einem profitableren Lebenspartner verlobt, gerät Radmilović in Verzweiflung. Mit Stankas Hilfe gelingt es ihm dennoch, seinen Roman „Märtyrer“ zu vollenden. Radmilović und Stanka heiraten, verlassen Zagreb und gehen in die Provinz. Obwohl von Beruf Rechtsanwalt, nimmt Radmilović in der örtlichen Rechtsanwaltskanzlei eine Tätigkeit als gewöhnlicher Schriftführer auf. Als ein Verlagshaus seinen neuen Roman ablehnt, veröffentlicht Radmilović ihn im Selbstverlag, doch die Kritiker begegnen ihm wenig freundlich. In einem Anflug von Wut verbrennt Radmilović sein Buch, erleidet einen Nervenzusammenbruch und stirbt alsbald im Irrenhaus.

Derselbe Schriftsteller, zwei typische Romanschlüsse – Geistesverwirrung, Wahnsinn und Tod. Lassen Sie uns weitergehen und nachschauen, ob kakanische Schriftsteller nach der Rückkehr des Haupthelden aus der Metropole in die heimatliche Provinz auch eine etwas fröhlichere Lösung anzubieten haben.

ZWEI WELTEN

Amadej Zlatanić (der kroatische Mozart!), Held des Romans *Zwei Welten* (1901) von Vjenceslav Novak, der frühzeitig ohne Eltern geblieben war, erfährt elterliche Sorge und Unterstützung durch den ortsansässigen Kapellmeister Jan Jahoda (einen Tschechen also). Jahoda entdeckt das nicht alltägliche musikalische Talent des Jungen und versucht bei den Behörden für den Jungen ein Stipendium am Prager Konservatorium zu erwirken.

(„Bei kleinen Völkern – und ein solches seid auch ihr Kroaten – verkümmern solche natürlichen Talente häufig, sei es aus Armut oder wegen des Unverständnisses derer, die sich um ihre Bildung sorgen müssten“). Die örtlichen Behörden lehnen Jahodas Antrag ab. („Pan Jahoda, unsere Kinder sind dazu nicht geeignet. Das überlassen wir euch Tschechen.“)

Als Jahoda stirbt, verkauft Amadej sein Elternhaus zu einem Spottpreis und fährt nach Prag, wo er die Aufnahmeprüfung am Konservatorium besteht und sich einschreibt. Amadej absolviert das Konservatorium mit Erfolg, und seine Komposition mit dem Titel „Adelka“ (Name des Mädchens,

das zu Hause auf ihn wartet) wird auf der Abschlussveranstaltung gespielt. Mit hervorragenden Rezensionen in Prager Zeitungen und einem Diplom in der Tasche kehrt Amadej in die Heimat zurück, voller Hoffnung und mit Schaffensplänen. Er erhält eine schlecht bezahlte Anstellung als örtlicher Kapellmeister und ehelicht Adelka. Seine Komposition „Adelka“ schickt er nach Zagreb, aber ihre Aufführung wird von schlechten Kritiken begleitet („Ein - wie wir hören - Anfängermachwerk, in dem mehrheitlich bekannte Motive bearbeitet worden sind“). Amadej wird depressiv, Trost bringt ihm einzig das Erscheinen von Irma Leschetizky, Gattin des Vorstehers der künftigen Eisenbahnlinie (hier sind sowohl die österreichisch-ungarischen Schienen als auch die Ausländerinnen voller Verständnis!). Amadej verbringt immer mehr Zeit bei Irma. Als Irma fortgeht und Adelka schwer erkrankt, begreift Amadej, dass er Adelka, der einzigen echt liebevollen Person, Unrecht zugefügt hat.

In der Absicht, „alle eingebildeten Talente in den Schatten“ zu drängen, bringen die Behörden den Tamburizza-Spieler Rakovčić in den Ort. Die Tamburizzen von Rakovčić finden bei allen weitaus mehr Anklang als Amadejs ernste Musik.

„Der Kapellmeister Herr Z. hat auf dem Klavier eine Komposition von Chopin gespielt, für die sich die Gemeinde nicht erwärmen konnte. Vielleicht ist so etwas genial für den kalten Norden, aber im warmen Süden ist alles üppiger und herzlicher, so eben auch die Musik.“

Amadej wird entlassen, seinen Platz nimmt nunmehr der Tamburizza-Spieler Rakovčić ein. Von Not geplagt, gibt Amadej Privatunterricht. Irma Leschetizky setzt sich in den Berliner Musikkreisen für Amadej ein. Amadej erhält das Angebot, seine Kompositionen einem Berliner Verleger zu verkaufen, aber unter der Bedingung, sich von seiner Autorschaft loszusagen. Amadej schlägt aus, doch als sich Adelkas Gesundheitszustand verschlechtert, verkauft er seine Kompositionen doch an den Berliner Verleger („Ich gehe namenlos durch die Welt, und deshalb kann mich niemand sehen.“). Adelka stirbt, Amadej wird geisteskrank und die örtlichen Behörden stecken ihn ins Irrenhaus, wo er bald darauf stirbt.

Vjenceslav Novak entwickelt noch einmal ein ähnliches Thema, aber dieses Mal aus der Perspektive der zu jener Zeit populären Theorie der Heredität. Im Roman *Tito Dorčić* von 1906 wird das unglückliche Schicksal des Fischersohnes Tito Dorčić beschrieben. Obwohl in der Familie Dorčić alle Fischer waren, zwingt der Vater Tito einen ganz anderen Weg zu gehen. Er schickt ihn zum Studium nach Wien (wieder Wien!), wo Tito, gänzlich uninteressiert an seiner

Umgebung und am Jurastudium, am Hungertuch nagt,. Mit des Vaters Bestechungsgeld schließt er irgendwie sein Studium ab, kehrt nach Hause zurück und tritt als örtlicher Richter in das Berufsleben ein. Die Arbeit interessiert ihn ganz und gar nicht. Die Anstrengungen des Vaters werden in dem Moment zunichte gemacht, als Tito aus Unfähigkeit und Nachlässigkeit einen unschuldigen Mann zum Tode verurteilt. Tito Dorčić wird verrückt und ertränkt sich schließlich im Meer, dorthin zurückkehrend, wo er hingehört.

Hinzugefügt werden soll, dass die Zeit tatsächlicher Massenselbstmorde in Europa in einem der folgenden Jahrzehnte anbrechen sollte, geschürt von der allgemeinen Rezession und dem Schlager von Rezső Seress *Szomorú Vasárnap*. Es wird erzählt, dass es Seress mit seiner mitteleuropäischen Melancholie gelang, nicht nur die Mitteleuropäer, sondern auch die Amerikaner anzustecken. Nachdem sie den äußerst traurigen Schlager in New York gehört hatten, sollen sich angeblich Menschen von der Brooklyn-Brücke gestürzt haben.

NOCH EIN SELBSTMORD

Den Roman *Die Flucht* (1909) von Milutin Nehajev betrachtet die kroatische Kritik als besten Roman des kroatischen Modernismus. Djuro Andrijašević, Hauptheld des Romans, der in Wien (wieder Wien!) zwei Jahre mit seinem Jurastudium vertrödelt, kehrt nach Zagreb zurück, wo er sich an der Fakultät einschreibt und alle Prüfungen besteht. Einzig die Dissertation steht für den Abschluss des Studiums noch aus. Es stirbt der Onkel, der ihn monatlich unterstützte, und das erwartete Erbe bleibt aus. Andrijašević hat eine Verlobte, Vera Hrabarov, doch er befürchtet, sie wegen der unerwarteten Geldschwierigkeiten zu verlieren. Die Geschichte von Andrijaševićs Absturz beginnt in dem Moment, als er eine Arbeit als Lehrer am Gymnasium von Senj aufnimmt. In dem kleinen Küstenort ist für Andrijašević alles langweilig und fremd.

„Diese Menschen sind nicht böse, auch nicht abstoßend. Aber sie sind leer, schrecklich leer. Und homogen – der eine wie der andere. Sie haben fast identische Gewohnheiten, sie stecken ihre Nase in alles und trinken unterschiedslos die gleiche Menge Bier.“

Die Schule interessiert Andrijašević nicht, und das Schreiben der Dissertation geht ihm nicht von der Hand. Vera verlässt ihn nach mehreren Jahren geduldigen Wartens und verlobt sich mit einem Anderen. Andrijašević verschuldet sich immer mehr, verbringt immer mehr Zeit damit sich zu betrinken, liegt mit mehreren Leuten im Streit und wird zum Schluss entlassen. In einem

letzten Brief, der an den einzigen ihm verbliebenen Freund gerichtet ist, kündigt er seinen Selbstmord an:

„Ich schweige nur: man muss Schluss machen. Bis zum bitteren Ende gehen – verschwinden aus diesem beschwerlichen, schmachvollen Leben.“ [...] „Du siehst, mir kommt es so vor, als sei ich immer vor dem Leben und vor den Menschen geflüchtet. Niemals habe ich mich widersetzt – stets bin ich zur Seite gegangen. Und als ich mit diesem Leben unserer Menschen in Armut und unter bescheidenen Umständen in Berührung kam, flüchtete ich vor ihnen. Ich flüchtete auch vor mir, wollte nicht sehen, wie ich, mich betrinkend und auf das Ende wartend, zugrunde gehe.“

Andrijašević, der „sich und anderen Unglück bringt“, beschließt sein Leben auf dieselbe Weise wie sein literarischer Vorgänger Tito Dorčić: eines Nachts ertränkt er sich im Meer.

Ein naiver Leser könnte aus dieser Ministatistik schließen, dass die Kroaten Ende des neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts das Meer nur dazu benutzten, sich in ihm zu ertränken. Zum Glück entwickelte sich in der Zwischenzeit der Tourismus, der den Tod dieser wenigen fiktionalen Opfer in der Realität wettmachte und die destruktive Opposition Metropole – Provinz zugunsten der Provinz entschied, wenigstens in den Sommermonaten. Das trug sich natürlich in der Wirklichkeit zu, nicht in der Literatur.*

PROVINZ – METROPOLE

Warum wische ich den Staub von den alten Büchern, die wirklich niemandem etwas bedeuten, abgesehen von den Gymnasiallehrern für kroatische Literatur? Literatur ist keine verlässliche Helferin beim Aufspüren des Alltags eines geschichtlichen Segments, das ist auch nicht ihre Sache. Literatur vergnügt sich innerhalb ihrer eigenen Koordinaten, ihrer Themen, ihrer Genres, ihrer Sprache, und wenn Leser in ihr eine Wahrheit wiedererkennen, hebt das Literatur noch

* Die Romane *Die Rückkehr des Filip Latinowicz* (1932) und *Ohne mich* (1937) von Miroslav Krleža sind die absolute Krönung des kroatischen kakanischen literarischen Ertrags. Der Hauptheld des Romans *Die Rückkehr des Filip Latinowicz* macht es wie seine Vorgänger: er ist Maler, ein Mann von vierzig Jahren, der aus Paris, nach dreiundzwanzig Jahren Abwesenheit, in die heimatlichen Gefilde, nach Pannonien zurückkehrt. Der Held des Romans *Ohne mich* beschreibt, wie ihn, gerade so wie auch seine literarischen Vorgänger, Schritt für Schritt das kleinbürgerliche Zagreber Milieu zerstört. Krležas Romane sind in allen Sprachen Kakanien zugänglich, und einzig das ist der Grund, weshalb er sich in einer Fußnote wiederfindet. Miroslav Krleža hat die kroatische Literatur entprovinzialisiert und ihr hohe literarische Standards auferlegt. Dieses Standards wurden von seinen literarischen Nachfolgern selten genug erreicht; das ist eine Antwort auf die Frage, warum Krleža heute im Hinblick auf den Kanon ein unbeliebter Autor ist. In einer idealen Literaturrepublik wären alle übrigen Autoren, die oben erwähnten eingeschlossen, lediglich eine Fußnote bei Krleža.

lange nicht in den Rang eines Schiedsrichters über die Probleme von Wahrheit und Lüge. Und dennoch, alle angeführten Prosabeispiele produzieren beinahe eindringlich einen identischen Ton, dasselbe Motivgeflecht über die Ausgrenzung eines intelligenten Individuums aus dem Milieu und seine ständige Zerrissenheit zwischen Provinz und Metropole. Die Wahl des Helden fällt stets auf die Rückkehr in die Heimat, an die Peripherie, in die Provinz.

Das hartnäckige Permutieren des Themas der Peripherie, die ihre Kinder frisst, wird noch komplizierter, wenn wir den realen geschichtlichen Kontext berücksichtigen, die Zerrissenheit Kroatiens zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie, den Träumen von Unabhängigkeit und einem möglichen Bündnis mit den Südslaven. Der heute vergessene Roman *In der Nacht* (1886) von Ksaver Šandor Gjalski ähnelt in erschreckender Weise dem kroatischen Alltag der letzten zwanzig Jahre. Der Leser mag sich fragen, ob nicht 1991, in dem Augenblick, da Kroatien ein selbständiger Staat wurde, das kroatische politische Leben tatsächlich einen Schritt zurück gemacht oder sich nur einfach nicht vom Fleck gerührt hat?

Jener Ton des Selbstmitleids der Provinz klingt bis heute nach. Vielleicht haben sich die süd-slavischen Staaten mit dem Zerfall Jugoslawiens, wie in einer regressionstherapeutischen Sitzung, fast einhundert Jahre zurück versetzt? Vielleicht haben sie sich einfach gar nicht vom Fleck gerührt. Sie sind gleichermaßen zwischen verschiedenen Optionen zerrissen, von pro- bis antieuropäischen, von proroyalistischen bis zu demokratischen, von der Verneigung vor stärkeren Bündnissen bis zur mehr als offensichtlichen Verneigung vor der Kirche: der katholischen und der orthodoxen und sowie vor den Muslimen.

Die kolonisierte Mentalität währt offenbar länger als der koloniale Status. Mitunter entsteht der Eindruck, dass sich in den Bürgern der einstigen kakanischen Provinzen dauerhaft der Schatten des Kolonisators-Boogeyman breit gemacht hat, der sich mal in Gestalt eines Türken mit Fes auf dem Kopf und Säbel in der Hand, ein anderes Mal als Ungar, dann als Österreicher, Italiener, dann als Deutscher, Bulgare, als Faschist und Kommunist, als Russe, Serbe, Kroate, fremde Banken, als fremdes Kapital, als einheimisches Kapital, als Chinese, korrumpierter Politiker, geographische Position, Verlust in der geopolitischen Lotterie, als Schicksal oder Konstellation der Sterne am Himmel offenbart. Es hat den Anschein, dass die imaginären Akupunkturpunkte auf dem imaginären nationalen Körper stets auf dieselbe Art und Weise reagieren. Das ständige Faseln von Unabhängigkeit und Freiheit, das Stolpern von einer Falle in die andere, Infantilismus,

Unreife, Aggressivität, Passivität und Untertänigkeit (während zwischen Konfrontation und Konformismus am häufigsten der Konformismus gewählt wird) – positioniert die Peripherie als historisches Opfer. Mit einem solchen Psychogramm bleibt selten jemand normal, er bemüht sich lediglich, den Schein der Normalität zu wahren.

Es bleibt die Frage, ob das sozialistische Jugoslawien es geschafft hatte, die Mentalität seiner Bürger zu emanzipieren und zu entprovinzialisieren? Es scheint so. Der Krieg war beendet. Jugoslawien ging auf der richtigen Seite, als Sieger, als dem Krieg hervor. Allein das genügte, um bei der Mehrheit der Bürger das Selbstbild zu korrigieren. Tito sagte sein historisches NEIN zu Stalin. Die Jugoslawen hatten, im Unterschied zu ihren kommunistischen Nachbarn, schon in den Sechzigern einen Pass, einen weitaus besseren Standard und offene Grenzen. Kostenlose Schulbildung, Bildung und Selbstbildung als Grundwerte, der kommunistische Glaube, dass Wissen Macht ist, Selbstverwaltung, die Bewegung der Blockfreien, Tourismus, internationale Theater- und Filmfestivals, eine blühende Verlagsindustrie, die Existenz mehrerer kultureller Zentren (Belgrad – Zagreb – Sarajevo – Ljubljana) – und das allgemeine Gefühl, dass das Leben von Jahr zu Jahr besser wurde – all das gehörte zur Praxis der Entprovinzialisierung. Und dennoch entstanden auch in den jugoslawischen Literaturen in aller Stille Texte, die das Thema der besseren und schlechteren Welten, von Peripherie und Zentrum entwickelten. Ergänzt sei noch ein Detail, der Pass. Um überzeugende Betrachtungen zum Thema Peripherie und Zentrum anstellen zu können, muss ein Autor im Besitz eines Passes sein, mit dem er ungestört die Grenzen passieren kann. Diesen Pass hatten die Jugoslawen.

EIN VOLK, DAS GERN SCHLÄFT

Der Romanessay des Serben Milovan Danajlić *Mein lieber Petrović* von 1986 besteht aus zehn chronologisch angeordneten Briefen, die Mihajlo Putnik, ein pensionierter Rückkehrer aus Amerika, an seinen Freund Steve Petrovich in Cleveland richtet. Putnik schreibt seine Briefe in der Absicht, Petrovich zu helfen, der sich fragt, ob er in seine alte Heimat zurückkehren soll. Der Empfänger der Briefe sitzt jeden Tag im Café „Heimat“, der Name des Ortes ist Kopanja. Kopanja ist ein Holztrug, aus dem die Schweine fressen.

„Berauscht von seiner Überflüssigkeit“ an einem Ort, wo „durch die eine Tür die Tristesse eintritt, und durch die andere die Langeweile sich aus dem Staub macht“, reflektiert Mihajlo Putnik über verschiedene Zivilisationen („Du und ich haben aufgehört, in demselben Jahrhundert zu leben“, schreibt Putnik seinem Freund), über die Abgeschlossenheit, Unbeweglichkeit, Eintönigkeit und Gleichgültigkeit der serbischen Provinz. Er behauptet, dass sich in der heimatlichen Gegend auch die Erde langsamer dreht und ein besonderes „Vergnügen an Passivität“ existiert, eine „Schlafkrankheit“, die „Freude an Verlassenheit und Stimpfsinn“, Momente, da „du vergisst, wohin du gehen wolltest, was du wolltest und nicht möchtest, dass irgendwer dich daran erinnert.“

Putnik teilt dem Freund mit, er möge auf keinen Fall zurück kommen, wobei er behauptet, dass das, was ihn in die Heimat zieht, „am allerbesten in der Erinnerung gepflegt und bewahrt wird“.

„Wahres Leben, für mich und für dich, gibt es nirgends. Schwer ist es dort, schwer ist es hier, am schwersten hat man es mit sich selbst. Die ganze Weisheit besteht darin, das Mühsal in einem bestimmten Augenblick so zu wählen, dass es beherrschbar ist. Was mich betrifft, wäre es am allerbesten, mehrere Standbeine zu haben, hier und dort zu sein, auf heimatlichem Boden und in der Fremde, in Überfluss und in Armut, in Freiheit und Eingeschränktheit, all das gleichzeitig durchzumachen und dabei zu versuchen, jeweils das Gegenteil wertzuschätzen; unter dem eigenen Volk zu sein (weil du es es liebst) und wiederum sehr weit von ihm entfernt (weil es dich verdrießt), zu dienen und bedient zu werden, zu haben und nicht zu haben, niemals nur an einem Ort, mit einer endgültigen Wahl.“

Putnik ist gegenüber den Illusionen der Emigranten über Heimat erbarmungslos. Er beschreibt „Landsleute“, die „die Beibehaltung ihrer misslichen Lage scheinbar genießen: sie stärken sie mit ihrer Faulheit und ihrer Angst, arbeiten ihr zu, indem sie sich ernsthaftes Denken abgewöhnen“; Landsleute, die „sich daran gewöhnt haben, fünfzig oder hundert Jahre zu schlafen, sich im Traum zu bewegen, sich im Schlaf zu vermehren und zu ernähren.“ Putnik schaudert es vor ihrer Dummheit, Gleichgültigkeit und Sturheit. („Schreie, sie hören nicht, schreib, sie werden nicht lesen. Für sie gibt es wichtigere Dinge. Sie streben mühevoll danach das zu erreichen, was sie – ganz am Anfang – überwunden hatten“); ihre Untertänigkeit und Ergebenheit gegenüber der Macht („Doch ein einfacher Mensch ist immer an der Seite dessen, der einen Knüppel in der Hand hält“), ihre Grobheiten und ihren Missmut.

Putnik analysiert die Irrtümer „unserer Leute“ über sich selbst und beschreibt bissig ihre Eigenschaften, Hochmut etwa, der aus dem verdrängten „Gefühl des Unwichtigseins“ resultiert.

Er beschreibt ihre Todesbesessenheit (Beerdigungen dauern wie Hochzeiten jeweils drei Tage); ihre Armut, „wie sich aus Mangel, Mühsal und Unwissen eine ganze Armenphilosophie“ und „Kunstfertigkeit im Elend“ entwickelten. Kunstfertigkeit im Elend meint „die Akrobatik des Spuckens in den Wind“ („Man nimmt die Spucke zwischen die zwei Vorderzähne und spuckt unter Zuhilfenahme der Zunge in zwei Richtungen, und das, was nach links fliegt, fängt man mit dem Hacken des rechten Beins auf“); die Kunst des „Fliegentötens“; die Kunst des Stehlens von Salzstreuern, Zahnstochern, Servietten aus Restaurants und von Toilettenpapier aus öffentlichen WCs; die Kunst des Fluchens. Die Landsleute sind gegenüber allen und jedem misstrauisch („Eher kommen sie vor Hunger um als das sie etwas probieren, was sie bis dahin nicht gegessen haben“); kälteempfindlich („Arme sind kälteempfindlich“); sie haben Angst vor „frischer Luft“ („Durchzug ist für sie eine teuflische Erscheinung“); sie fürchten sich vor Ausbeutung („Und auch das ist eine Idee der Armen: zu meinen, dass es möglich ist zu leben ohne sich zu verausgaben“); sie sind verschwenderisch und genussüchtig.

„An Feiertagen platzen fast sie von all dem Ferkel- und Lammfleisch, von Sarma und gekochter Schweinshaxe. Die Radio- und Fernsehprogramme ähneln an jenen Tagen Übertragungen aus einer Provinzkneipe. Es dröhnen Kutscherlieder, Schluckauf und Rülpsen erschallt, berühmte Satiriker geben Ratschläge zum Auskurieren eines Katers. Anstelle von Alka Seltzer wird Salzlake empfohlen. Wenn sie sich vollgefressen und betrunken haben, gehen sie zum Kolotanzten über. Sie springen auf die Tische, auf denen Radio- und Fernsehapparate stehen, es beben die Kredenzen mit den Gläsern, die nie benutzt werden! Bei der Hochzeit von Ćira wurde eine ganze Bütte Fett verbraucht. Jahrhundertlang denken sie an die Bütte Fett, Fett trieft aus ihren Schnurrbärten, ergießt sich in ihren Traum.“

Im Weiteren erzählt Putnik ausführlich von der Untertanenmentalität der „Landsleute“ und deren „beängstigender“ Anpassungsfähigkeit („Es gibt nichts, an das sie sich nicht gewöhnen“). Er spürt um sich herum die Energie des Hasses („Von Häme sind ihre Mundwinkel verzogen, Häme hat sich in ihren Pupillen eingenistet, in die Redeweise eingebürgert“), er ist entsetzt von ihrer Wucht („Nichts wird dich retten. Kein einziger öffentlicher Erfolg, keinerlei Ehrung, weder Reichtum noch Ruhm werden dir eine sichere Zuflucht bieten“.). Er ist auch entsetzt von der Ausdauer („Sie vergessen nichts so schnell; sie warten darauf, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, an die hundert Jahre jagen sie einer Gelegenheit hinterher. Sie rächen sich auch an Unschuldigen, nur um das Böse auszutreiben.“); und schließlich von der Dauerhaftigkeit dieses Phänomens:

„Hassen ist ein äußerst starkes Verb. Unsere Menschen haben sich ein lieblicheres, herzlicheres ausgedacht: hässeln. Ich nehme an, dass du das noch nicht geört hast und ich

glaube nicht, dass du im Englischen eine Entsprechung finden wirst. Sich nicht grün sein bedeutet hasserfüllt atmen, still, lange und hartnäckig hassen, traditionsgemäß, ohne konkreten Grund.“

Seine Beschreibung von Langweiligkeit und Unbeweglichkeit der Leute aus Kopanja schließt Putnik mit einem Satz, der sich als ungemein prophetisch erweisen sollte: „Wer uns wecken will, muss uns den Krieg erklären.“

DIE METAPHYSISCHE PALANKA

Danojlovićs Roman geht völlig konform mit einem anderen, früheren Buch, mit dem an die vierhundert Seiten langen philosophischen Essay *Die Philosophie der Palanka* (1969) des serbischen Philosophen Radomir Konstantinović. Während Domanovićs Roman ein wenig in Vergessenheit geraten ist, war und ist *Die Philosophie der Palanka* ein Kultbuch. Konstantinović brachte einen neuen Terminus auf den Weg, er wies dem alten Wort **Palanka** eine neue, vielschichtigere Bedeutung zu. Die Palanka ist demnach weder Dorf noch Stadt, sie existiert irgendwo dazwischen. Die Palanka ist ein entterritorialisierter und entkontextualisierter Ort, der sich überall und nirgends befindet. Die Palanka ist ein Geisteszustand, der zwischen „dem Geist des Stammes als dem idealtypischen und dem Weltgeist, als dem ideal-offenen“ oszilliert. Die Palanka empfindet sich selbst als abgeschiedenen, vergessenen, aus der Geschichte genommenen Ort und sie beklagt ihr schlimmes Schicksal, aber gleichzeitig münzt sie jenes verwunschene Schicksal in ein Privileg um. Geschlossenheit und Vergessenheit bedeuten Sicherheit, während draußen, außerhalb der Palanka, das gefährliche Chaos der offenen Welt herrscht. Autismus, Härte, Versteinerung, ständige Verteidigungsbereitschaft, ein starkes Stammesbewusstsein, Infantilismus, schablonenhaftes Denken, Angst vor dem Unbekannten, Angst vor Veränderung, Apologie der Reinheit, der Unschuld und Einfachheit, Verschlossenheit, Totenkult, Sicherheit, Normativität, Konservatismus, Stillstand, Antihistorismus – das sind nur einige Kennzeichen der Welt der Palanka. Die Wurzel des serbischen Faschismus zum Beispiel sieht Konstantinović nicht im Nachahmen des deutschen oder irgendeines anderen Faschismusmodells, sondern in der Palanka. Die Palanka ist das Muster des Urfaschismus.

UNTERHALTUNG AN DER PERIPHERIE

Eine der Folgen des Zerfalls Jugoslawiens, der Kriege und der neuen nationalistischen Staatsprojekte ist die Vernichtung des gemeinsamen jugoslawischen Kulturraums, die materielle Destruktion der Kultur (Schulen, Kulturdenkmäler, Bibliotheken, Bücherverbrennungen u. ä.), Vandalismus (Zerstörung einzelner Denkmäler) und das Auslöschen einzelner Kultursegmente (zum Beispiel des Zeitraums der jugoslawischen Kultur). Jeder einzelne der Staaten, die aus dem einstigen Jugoslawien hervorgingen, remodellierte seine nationale Kultur. In diesem stürmischen Prozess der Remodellierens fielen einige Künstler, Werke, Gesamtwerke weg, einige sind vergessen, einige brutal entfernt, einige degradiert, einige entthronisiert, einige entsprechend der nationalen Ideologie und den nationalen Interessen umgewertet worden. Einige schlechte Schriftsteller und Künstler wurden im Zuge der Umwertung der Nationalkultur zum Postament für ästhetische Werte, und das lediglich deshalb, weil sie kroatische, serbische oder bosnische Patrioten waren. In den nicht einmal zwanzig Jahren der Existenz der auf dem Boden des einstigen Jugoslawiens neu entstandenen Staaten ist die Kulturlandschaft grauer, enger und provinzieller geworden.

Die abhängigen einheimischen Medien befassten sich mit der Produktion von politischen Klischees, die sie den verstaubten politischen Rumpelkammern des 19. Jahrhunderts entnahmen; von den isolierten Massen wurden sie wie göttliche Wahrheit aufgesogen. Die einheimischen Medien und die einheimischen Politiker faselten vom Nationalstaat, von ethnisch reinen und unreinen Völkern, von Patriotismus, Heldentum, Verteidigung der Heimat und deren Ehre, vom Feind, von dessen Verbrechen an uns, von der ständig unterdrückten nationalen Identität. Im gleichen Zeitraum exerzierten mehrere ausländische Medien ihren ganz natürlichen Kolonialismus, befassten sich mit der Produktion kolonialer Klischees, die ihren Lesern objektiv und überzeugend erschienen. Sie schrieben über den schrecklich wilden, zurückgebliebenen, unzivilisierten Balkan, über die kommunistische Repression, deren Konsequenz der Kampf der kleinen Völker für nationale Identität und Unabhängigkeit war und gleichzeitig trugen sie zur Verfestigung der alten mentalen Teilung Europas in dessen zivilisierten westlichen und wilden, unzivilisierten östlichen Teil bei. Hier hinein gehörte auch der Balkan – das primitive, exotische und blutrünstige Kind –.

So werden kulturelle Texte gemacht. Ein kultureller Text ist ein Konstrukt, das nicht nur die materielle, faktuale Kultur darstellt, sondern auch die Berge geschriebener Seiten und die unzähligen Kilometer von Filmstreifen. Der kulturelle Text ist somit eine Art Übertext. Metropolen schaffen große und produktive kulturelle Texte. Wien ist ein solcher kultureller Text. Der Balkan ist ein kultureller Text. Die Provinz ist ein kultureller Text.

Das Zentrum ist inklusiv, die Peripherie ist exklusiv, das Zentrum ist kommunikativ, die Peripherie ist exkommunikativ, das Zentrum ist multinational, die Peripherie ist mononational, das Zentrum ist wie ein Schwamm, die Peripherie wie ein Stein. Wie dem auch sei, die Provinz ist ein untrennbarer Bestandteil der Erzählung über die Metropole wie das Zentrum ein untrennbarer Bestandteil der Erzählung über die Peripherie ist. Nur als Paar sind sie sinnstiftend.

FLUORESZENTE ANGLER

Vor ungefähr zehn Jahren, das genaue Jahr weiß ich nicht mehr, während eines Besuches in Wien, ging ich auf der Donauinsel spazieren. Es war warm, das Ufer war geschmückt mit Dutzenden kleiner Restaurants und Wienern, die Salsa tanzten. Eine warme Sommernacht, leidenschaftlich tanzende Körper und der Klang südamerikanischer Musik waren inkompatibel mit dem Image Wiens an der „schönen, blauen Donau“. Am Ufer nahm ich ein ungewöhnliches Bild wahr: drei Erscheinungen mit Helmen hielten Angeln in den Händen und warfen fluoreszente Köder ins Wasser. Das Bild der leuchtenden Erscheinungen mit den leuchtenden Angeln hat sich mir eingeprägt, umso mehr, als ich sehr bald feststellte, dass die Erscheinungen meine Landsleute waren: ein Kroat, ein Serbe und ein Bosnier – genau wie in einem Ethnowitz. Es stellte sich heraus, dass meine Landsleute in Wien leben und jedes Wochenende angelnd an der Donau verbringen. Ich probierte Pita mit Käse, nahm einen winzigen Schluck Schnaps aus der Flasche (selbstgemachter, echter Pflaumenschnaps). Um uns herum hallten die sinnlichen Salsaklänge wider.

„Stört der Lärm nicht die Fische?“, fragte ich.

„Keineswegs...“, versicherten die Angler.

Wien erstrahlte plötzlich im Glanz der Metropole. Ja, wegen Salsa, wegen der Immigranten, die gemeinsam mit den Wienern Salsa tanzten, wegen meiner zufriedenen Landsleute, den fluoreszenten Anglern. Wegen der toleranten Donaufische, die sich von Salsa ganz und gar nicht stören ließen. Mir kam in den Sinn, dass Zagreb die einzige mir bekannte Stadt ist, die an einer schweren Hydrophobie leidet. Während alle anderen Städte, die ich kenne, zu den Ufern ihrer Flüsse streben, flüchtet Zagreb von seiner Save in Richtung des Hügels Sljemen, eines Berges in der Nähe, der in den neuen Schulbüchern, so hoffe ich wenigstens, nicht Gebirge genannt wird. Denn nach seinem Machtantritt hatte Franjo Tuđman Zagreb sofort zur Metropole erklärt. Und sich selbst erklärte er zum „kroatischen George Washington“. Von der dienstlichen Position aus, aus dem Mund des ersten kroatischen Präsidenten, ergoss sich die Sprache der Provinz mit dem gewaltigen Minderwertigkeitskomplex. Das ist unser „Klein Paris“, unser „kleines Wien“, das ist unser kroatischer „George Washington“ – so spricht die Provinz. Mit dieser rhetorischen Figur, die wie eine Klette an der allseits bekannten Referenz haftet, bemüht sich die Provinz, auf den Zug der Geschichte zu springen und sich in die Landkarte einzuschreiben.

KULTUR ALS UTOPIE

Ein Großteil der europäischen Kultur ist aus dem Trubel dieser fundamentalen Oppositionen hervorgegangen, aus der Dynamik zwischen Peripherie und Zentrum, zwischen Metropole, Palanka und Welt. Aktuell, in einer Zeit, da alle großen utopischen Systeme zerstört sind, da die politische und soziale Imagination erschöpft ist, da die Idee der Demokratie ihre Bedeutung verloren hat, da an die Stelle von all dem der fahle und kalte Mechanismus des Geldes getreten ist, in einer Zeit des Erlöschens der fünfhundertjährigen Gutenberg-Galaxis und des Erscheinens einer neuen, jungen, alles durchdringenden digitalen Galaxis, in einer Zeit der hochtechnologischen Barbarisierung, tritt die Kultur auf einmal als rettender Strohalm auf. Kultur ist Sprache, Grund und Ziel geworden. Kultur kompensiert die Sprachlosigkeit der europäischen politischen Sprache und Inhalte und siehe da, Hauptinhalt der europäischen Vereinigung wird ganz plötzlich die Kultur. Die Kultur ist der ideologische Euro, ein Kommunikationsmittel. Die Kultur ist eine diplomatische Sprache und die Sprache der Diplomatie. Die Kultur ist ein Feld des Kampfes, des Bekämpfens von Vormacht. Die Kultur ist eine legale Pflanzstätte für Chauvinismus, Rassismus, Nationalismus, Andersheit und

Supremation. (*Dostoevskij versus Balzac*). Kultur ist ein Transportmittel (*Nur mit Kultur können wir uns in die Welt aufmachen*) und ein Exportwert. Kultur ist ein Markenzeichen, Kultur ist Träger der nationalen Identität. (Gäbe es keinen *Ivo Pogorelič*, dann *würde uns niemand kennen!*), Kultur ist Tourismus-Industrie. Kultur – das sind Staaten. Irland ist das Land von James Joyce, Frankreich ist das Land von Marcel Proust, Österreich das Land von Robert Musil und das kleine Klagenfurt ist der Geburtsort von Musil. Das ist das Volk von Ivo Andrić, Miloš Crnjanski, grölte Emir Kusturica auf einem Belgrader Treffen, auf dem er die Verkündung der Unabhängigkeit des Kosovo verurteilte. Und die Kosovoalbaner spalteten sich selbstverständlich nur deshalb ab, um Kultur stehlen zu können, *die heiligen serbischen Klöster*. James Joyce, der aus Irland flüchete, wurde nach seinem Tod dorthin gezerrt und auf den Thron der irischen Literatur – und des irischen Tourismus – gesetzt. Heute befinden sich sein Name und sein Konterfei auf Souvenirtassen. Selbst das kleine Galway profitiert von einem Museum, dem Häuschen, in dem Nora, die Frau von Joyce geboren wurde.

Was also ist Kultur? Kultur ist ein Phänomen, das für alles nur Mögliche herangezogen wird, von Geldwäsche bis zur Wäsche des kollektiven nationalen Gewissens, und vielleicht lässt sich das am präzisesten an einer kürzlichen Begebenheit erläutern. Der bekannte Violinist Joshua Bell spielte nur zwei Tage nach einem Konzert in Boston, wo die Leute hohe Summen investiert hatten um ihn zu hören, dasselbe Repertoire in einer Metrostation, nur dass dort niemand halt machte um ihm zuzuhören, und in seinem Hut fand sich ein Erlös von armseligen dreißig Dollar.

DAS PROJEKT KAKANIEN

Das Projekt **Kakanien – Republik der Schriftsteller**, in dessen Rahmen ich diese Rede halte, ist ein leeres Papier, eine Einladung zu einem Spiel, an dem erwachsene Literaten mitwirken. Es könnte ein Aufruf zum Aufbau einer neuen literarischen Praxis oder vielleicht eines neuen literarischen utopistischen Konstrukts sein. Wen wir mit Letzterem liebäugeln, mit der literarischen Utopie, verstehen wir die **Republik** der Schriftsteller automatisch als Raum der Freiheit. Sich jenen Raum – Kakanien – nur kurz als Raum der Restriktion vorzustellen, als Raum der Dekontamination oder Deprivation, hängt natürlich vom Standpunkt des Betrachters ab. Stellen wir uns also vor, dass an der Grenze zur Republik Kakanien Zollbeamte von

Schriftstellern fordern, dass diese ihren Pass dort lassen und unterschreiben, dass sie die kakanischen Verhaltensregeln einhalten. Denn Kakanien ist eine Literaturrepublik, nicht wahr? In dieser Republik ist es Literaten untersagt, sich als Vertreter ihrer Nation, ihres Staates (denn Literaten sind ja keine Fußballer), ihrer Ethnie, ihrer religiösen und politischen Überzeugungen wichtig zu nehmen, ja es ist gar verboten, von diesen Dingen zu reden. Das einzige Einreisevisum in die Literaturrepublik ist ein literarisches Werk.

Wir wollen nun versuchen uns ein Gespräch zwischen zwei Kakaniern vorzustellen, von denen einer die Regeln achtet und der andere sie verletzt.

„Hm. Sie sind Schriftsteller?“

„Ja. Sind wir das nicht alle?“

„Ja, ja, wir krakeln alle auf dem Papier herum, nichts anderes tun wir. Nur dass einige das erfolgreicher tun als andere. Es ist nicht egal, ob das ein Engländer oder Makedonier ist. Nebenbei, woher sind Sie?“

„Aus Kakanien. Sieht man das nicht?“

„Warum sollte man?! Sicher sind Sie Litauer, los, geben Sie's zu.“

„Nein, ich bin Kakanier.“

„Vielleicht sind Sie Jude, und deshalb bestehen Sie so sehr darauf Kakanier zu sein?“

„Ich bin Kakanier.“

„Okay. Kakanier. Ich habe nichts dagegen. Ich bin Tscheche, meine Mutter ist Ungarin, und ich schäme mich nicht das zuzugeben. Vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus habe ich eher die Berechtigung mich Kakanier zu nennen als Sie. Aber wir wollen ja nicht kleinlich sein, nicht wahr. Und in welcher Sprache schreiben Sie?“

„In der literarischen.“

„Na ja, wir sind doch alle des Lesens und Schreibens kundig, ansonsten wären wir nicht hier. Aber dennoch ist es nicht egal, ob man in der Sprache eines Shakespeare oder eines Kosta Kostolopoulos schreibt. Los, geben Sie's zu, ich sage es keinem weiter.“

„In der literarischen.“

„He, jetzt haben Sie sich aber verrannt, wie ein Ungläubiger! Nebenbei, Sie glauben doch an irgendeinen Gott?“

„Ich glaube an die Musen.“

„Heiliger Strohsack, Sie sind ein Dogmatiker! Und haben sich noch dazu sich als Feminist getarnt. Ich verstehe, das ist jetzt politisch korrekt. Die Musen waren Frauen, und so mussten wir ihnen in unserer Arbeit eine Rolle zuweisen. Doch sagen Sie mir, mein Kakanier, wo stehen Sie eigentlich politisch?“

„Ich glaube an den Humanismus.“

„Humanismus?! Bla-bla-bla... Einen größeren Langweiler als Sie habe ich schon lange nicht mehr getroffen!

Ich befürchte, dass ein solch utopisches Kakanien sehr bald ohne Bürger bleiben würde. Die europäischen Schriftsteller haben sich daran gewöhnt, das Gepäck ihrer Staaten mit sich zu nehmen, deren Vertreter zu sein, Vertreter ihrer Geschichte, ihrer politischen, nationalen, religiösen Orientierungen, ihres jeweiligen Milieus und ihrer jeweiligen Heimat. Sind haben sich derart daran gewöhnt, dass sie die Anderen, egal, wer es auch sein mag, nicht als zu ihnen gehörig betrachten. Würde die oben beschriebene Literaturrepublik mit ihren Regeln tatsächlich existieren, wäre das ein gefährlicher Test für Europa, für dessen feste Fundamente und für dessen Zukunft.

Die Mehrheit der Schriftsteller glänzt innerhalb ihrer staatlichen, religiösen, politischen, ethnischen, nationalen Gemeinschaften, innerhalb ihrer Clans, ihrer Institutionen, ihrer Verlagshäuser, ihrer Leser, ihrer Akademien, ihrer Ehrungen, und seltene Exemplare sind die, die alle heimatlichen Medaillen zurückweisen und wie Bettler in die Welt hinausziehen, einzig auf ihr Talent gestützt. Aber dass Kunst dort aufhört, wo sie ihren Kontext einbüßt, zeigt am besten das Beispiel von Joshua Bell. Alle werden dich anspucken, oder, was noch schlimmer ist, sie werden dich nicht einmal wahrnehmen. Dein Hut wird auf jeden Fall leer bleiben.

Alles in allem sind auch Schriftsteller nur Menschen, Literatur selbst ist eine komplizierte, mehrdeutige Sache wie auch die Beziehungen von Einfluss und Macht, Wechselbeziehungen zwischen Peripherie und Zentrum, zwischen Metropole und Provinz, zwischen der Palanka und der Außenwelt kompliziert sind. Die wohlmeinenden Gestalter der europäischen Kulturpolitik und ihre Realisierer entwerfen diese Beziehung wie im Märchen.

Ein Prinz begegnet einem Frosch. „Küss mich“, sagt der Frosch, „und ich werde mich in eine Prinzessin verwandeln.“ Und der Prinz küsst den Frosch und der verwandelt sich in eine Prinzessin.

Allerdings könnte das Märchen auch so gehen...

„Küss mich“, sagt der Frosch, „und ich werde mich in eine Prinzessin verwandeln.“

„Nein, vorläufig behagst du mir mehr als Frosch“, antwortet der Prinz.

Oder so...?

„Ich werde dich küssen, und du wirst dich in eine Prinzessin verwandeln!“, sagt der Prinz zum Frosch.

„Nein, danke“, sagt der Frosch, „vorläufig behagt es mir mehr ein Frosch zu bleiben.“

Februar 2010

Übersetzt von Angela Richter